

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 27 (1937)

Heft: 31

Artikel: Augustfeuer

Autor: Schmid, Martin

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641960>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Augustfeuer

Von Martin Schmid

Auf nun, vollendet, den Holzstoß geschichtet,
Gläubig den Blick zu den Sternen gerichtet,
Flacker hell, lobre, du kündender Brand!
Rings auf den Höhen beginnt es zu zünden,
Feier des betenden Volkes verkünden
Eherne Glocken schon singend durchs Land.

Segne, o Herr, du die flammenden Zeichen,
Läßt allen Neides Gespenster entweichen,
Rein sei die feuerentzündende Hand!
Du bist im Licht und Sturm uns begegnet,
Du hast uns Quelle und Saaten gesegnet,
Dein Name, Herr, sei in Demut genannt.

Auf denn, vollendet und tretet zusammen,
Was da verwestlich, das werft in die Flammen!
Und aus den Feuern steige der Geist!
Dank seid den Schatten versunkener Ahnen,
Leis durch die Lüfte vernimmst du ihr Mahnen:
Tat nur ist Leben, das Leben verheißt!

* * *

Fahrt ohne Ziel

Roman von Andreas Polzter
Copyright by: Horn-Verlag. Berlin W 35

Ich erwiederte nichts. Als ich später auch Milica von der Aussichtlosigkeit weiterer Nachforschungen sprach, schien sie die Nachricht nicht tragisch zu nehmen.

„Schade“, meinte sie. „Der Maharadscha bekommt somit seine Schäke nicht zurück, die Versicherungsgesellschaft verliert eine Million und wir verlieren zwanzigtausend Pfund. Schade, denn wir hätten sie gebrauchen können.“ Damit schien das Thema für Milica erledigt.

Eigentlich zu meinem Erstaunen. Denn Milica war eine schöne Frau; noch dazu eine, die den Wert des Geldes kannte. — Ich brachte es nicht über mich, noch an diesem Nachmittage über meine bevorstehende Abreise zu sprechen.

Am nächsten Tage wurde ich bereits in den frühen Morgenstunden von Milica angerufen. Sie bat mich, sofort nach Antibes zu kommen. Auf meine besorgte Frage, ob sich etwas Unangenehmes ergeben hätte, erwiederte sie heiter, daß dies nicht der Fall sei. Sie hätte bloß von ihrem Rechtsanwalt aus Amerika Nachricht erhalten.

In Antibes angelangt, erfuhr ich, daß in der Erbschaftsangelegenheit eine günstige Wendung eingetreten sei. Es bestand die berechtigte Hoffnung, daß sich Milica mit Lawrence's Tochter und deren Mann auf gütigem Wege werde einigen können. Dazu war jedoch Milicas persönliche Anwesenheit in Amerika unbedingt erforderlich.

„Wir müssen uns also trennen Milica . . .“ sagte ich.

Statt einer Antwort nahm sie mein Gesicht zwischen ihre beiden Hände, und mit einer warmen Stimme, die ich seit langem nicht mehr gehört hatte, sagte sie: „Hardy, ich werde jeden Augenblick an Dich denken!“ Und in einer spontanen Auffassung: „Komm, begleite mich nach Amerika . . .!“

Das war natürlich nicht ernst gemeint. Und — selbst wenn ich das Geld für die Überfahrt besessen hätte, hätte ich es nicht getan. Ich wußte, Milica war mir versoren, ebenso, wie ich ihr entfremdet war.

Deshalb blieb ich auch ganz ruhig, als Milica später wie nebenbei bemerkte:

„Uebrigens werde ich auf der Reise Gesellschaft haben. Lowell fährt ebenfalls mit dem nächsten Dampfer nach New York.“

„Ich wünsche Euch beiden viel Glück“, sagte ich leise.

29. Kapitel.

Nun war ich wieder in Berlin.

Ich hatte mein altes Zimmer bezogen. Obwohl ich nur wenige Tage darin gehaust hatte, war es mir irgendwie vertraut geworden. Die verblichenen Tapeten, das knarrende, doch bequeme Bett, der tiefe Lederstuhl und selbst der große gelbe Fleck an der Zimmerdecke muteten mich heimisch an. Im Bücherregal stand noch der Gedichtband von Mörike und darin befand sich unversehrt der Fünfhundertmarkschein.

Ich hatte das von Bolton erhaltene Geld von der Bank geholt und mit einer knappen Erklärung dem Generalkonsul der Vereinigten Staaten übersandt. Ich glaubte, mit dieser Handlung die Affäre Bolton liquidiert zu haben.

Marianne befand sich noch in Frankreich. Ende Juli werde sie nach Berlin kommen, schrieb sie.

Bon Milica erhielt ich nur spärliche Nachrichten. In der Erbschaftsangelegenheit schienen neue unerwartete Schwierigkeiten eingetreten zu sein. Der Optimismus von Milicas Rechtsanwalt war anscheinend nicht ganz berechtigt gewesen.

Obwohl ich mit wirtschaftlichen Sorgen kämpfte — ich hatte es nicht über mich gebracht, den Fünfhundertmarkschein anzubrechen — war ich frohen Mutes. Nicht zuletzt, weil sich eine unerwartete Hoffnung für die Heilung meines rechten Armes ergab.

Ein ehemaliger Kollege hatte mich an einen ihm bekannten Arzt gewiesen. Ich gestehe, als ich den Chirurgen zum ersten Male aufruhte, empfand ich nur geringes Vertrauen zu ihm. Ich fand, daß er zu gut aussah und daß sein Sprechraum zu elegant war. Der Mensch ist an herkömmliche Anschauungen lächerlich gebunden. Ein Arzt hat sonach „seriös“ und nicht wie ein amerikanischer Filmschauspieler auszusehen.

Aber der junge und elegante Doktor verstand sein Handwerk. Nach einem kleinen chirurgischen Eingriff und nach zwei Wochen Behandlung zeigten sich bereits verblüffende Erfolge.

Der Juli ging schon zu Ende, als ich nach längerem Schweigen von Milica einen Brief erhielt. Das Schreiben gefiel mir nicht. Etwas befremdete mich daran. Ich versuchte mir einzureden, daß Milicas Zerfahrenheit, die ich aus ihrem Briefe deutlich herauszulesen wußte, nur von den Widrigkeiten des Erbschaftsprozesses herrührte.

Unruhig durchwanderte ich die regennassen Straßen. Vor einem großen Hotel stieß ich mit einem unbekannten Herrn zusammen, der gerade im Begriffe war, eine Autotaxe zu besteigen. Wir entschuldigten uns gleichzeitig.

Ich horchte auf und sah dem schlanken dunkelhaarigen Manne nach. In der Taxe wartete eine Dame auf ihn. Ehe er einstieg, sprach er laut einige italienische Worte zu ihr.

In diesem Augenblick erwachte in mir zum Bewußtsein ein Satz, den ich vor Wochen vernommen hatte. Es war in dem Sanatoriumszimmer von Antibes. Frau Negri hatte damals gesagt: „Williams — er hieß ursprünglich Guilelmo — war Italiener!“

Der Umstand, daß ich im selben Augenblick Milica in Begleitung von Jack Lowell erblickt hatte, war schuld daran, daß ich die Bedeutung des Gehörten gar nicht erfaßte. Es war, als hätte ich irgendein Zettelchen mechanisch aufgelesen, ohne von dem darauf Geschriebenen Kenntnis zu nehmen.

Kleine Ursachen — große Wirkungen. Die wenigen italienischen Worte, die ich soeben vernommen hatte, bewirkten, daß Frau Negris Worte aus dem Unterbewußtsein zur Oberfläche stiegen.

Eine verblüffende Schlußfolgerung ergab sich.

Wenn Williams Italiener war und — wie seine Briefe an Frau Negri deutlich bewiesen — die italienische Sprache bevorzugte, dann — wußte ich, wo sich im Augenblick die Schäke des Maharadschas befanden.

In München!

In München, das auf italienisch ebenfalls Monaco hieß.